

DEN TEUFEL IM LEIB

Roman von Raymond Radiguet

6. Fortsetzung

Autorisierte Übertragung von Hans Jacob

Wie ein Kranker, der Ruhe sucht, wußte ich nicht, auf welche Seite ich mich legen sollte. Ich fühlte, daß ich nicht mehr dieselbe Martha liebte und daß mein Sohn nur glücklich sein könnte, wenn er sich für Jacques' Sohn hielt. Diese Spitzfindigkeit traf mich. Ich mußte auf Martha verzichten. Andererseits konnte ich mich getrost für einen Mann halten — die Lage war zu ernst, um mir einzureden, an die Möglichkeit einer so tollen (ich dachte: einer so vernünftigen) Existenz zu glauben.

Denn Jacques mußte ja einmal zurückkommen. Nach dieser außergewöhnlichen Zeit fände er, wie so viele durch außergewöhnliche Umstände hindergangene Soldaten, eine traurige, gefügte Gattin wieder, bei der nichts auf ihren Fehltritt schließen ließe. Aber dieses Kind konnte sich für ihren Mann nur entscheiden, wenn sie während des Urlaubs seine Annäherung duldete. Meine Feigheit bat sie darum.

Von all unseren Szenen war das weder die seltsamste noch die peinlichste. Ich wunderte mich übrigens, auf so wenig Widerstand zu stoßen. Später wurde mir das klar. Martha wagte mir einen Sieg von Jacques anlässlich seines letztenurlaubes nicht einzugestehen, wollte mir scheinbar gehorchen, sich ihm in Wirklichkeit aber in Granville unter dem Vorwande körperlicher Beschwerden versagen. All das wurde noch durch das falsche Zusammentreffen von Daten kompliziert, über die bei der Geburt kein Zweifel würde herrschen können. „Ach was,“ sagte ich mir, „wir haben ja Zeit vor uns. Marthas Eltern werden den Skandal fürchten. Sie werden sie aufs Land schicken und die Nachricht hinauschieben.“

Der Tag von Marthas Abreise nahte. Mir konnte diese Abwesenheit nur zuträglich sein. Es wäre ein Versuch möglich, mich von Martha zu heilen. Gelang es mir nicht, war meine Liebe zu jung, um sich von selbst zu

lösen, so wußte ich, daß Martha mir treu geblieben wäre.

Sie reiste am zwölften Juli um sieben Uhr morgens ab. Ich blieb die vorhergehende Nacht in J... Auf dem Hinwege nahm ich mir vor, kein Auge zuzutun. Ich wollte mir einen solchen Vorrat an Zärtlichkeiten einheimsen, daß ich Martha mein ganzes Leben lang nicht mehr brauchte.

Eine Viertelstunde, nachdem ich mich hingelegt hatte, schlief ich ein.

Im allgemeinen störte Marthas Gegenwart meinen Schlaf. Zum ersten Male schlief ich an ihrer Seite so gut, als wenn ich allein gewesen wäre.

Als ich erwachte, war sie schon auf den Beinen. Sie hatte mich nicht zu wecken gewagt. Es war nur noch eine halbe Stunde bis zur Abfahrt des Zuges. Ich war wütend, durch den Schlaf um die letzten Stunden gekommen zu sein, die wir noch miteinander zu verbringen hatten. Auch sie weinte über ihre Abreise. Trotzdem hätte ich die letzten Minuten gern zu etwas anderem benutzt als dazu, unsere Tränen zu trinken.

Martha ließ mir ihren Schlüssel, bat mich zu kommen, an uns zu denken und ihr auf ihrem Tisch zu schreiben.

Ich hatte mir fest vorgenommen, sie nicht nach Paris zu begleiten. Aber ich konnte meine Sehnsucht nach ihren Lippen nicht überwinden, und da ich feige wünschte, sie weniger zu lieben, hielt ich diese Sehnsucht der Abreise zugute, diesem so falschem „letzten Male“, denn ich fühlte sehr gut, daß es ohne ihren Willen kein „letztes Mal“ geben würde.

Auf dem Montparnasse-Bahnhof, wo sie sich mit ihren Schwiegereltern treffensollte, küßte ich sie ohne jede Beherrschung. Ich suchte mich noch durch die Tatsache zu entschuldigen, daß, tauchte die Familie ihres Mannes auf, es wenigstens endlich eine Entscheidungsszene gäbe.